

REKTORWECHSEL
AN DER
UNIVERSITÄT LEIPZIG
AM 31. OKTOBER 1923

I.

REDE DES ABTRETENDEN REKTORS

DR. HANS HELD

II.

REDE DES ANTRETENDEN REKTORS

DR. GEORG STEINDORFF

DAS WESEN DES ÄGYPTISCHEN VOLKES

LEIPZIG

DRUCK UND IN KOMMISSION BEI DER NATURWISSENSCHAFT-
LICHEN WERKGEMEINSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

Rede des antretenden Rektors
Dr. Georg Steindorff.

Hochansehnliche Versammlung!
Verehrte Kollegen! Liebe Kommilitonen!

Die Wissenschaft vom alten Ägypten, die Ägyptologie, als deren Vertreter ich heute zu Ihnen spreche, ist in dem großen Kreise der Altertumswissenschaften eine der jüngsten, genau um 20 Jahre jünger als ihre nächste Schwester, die Assyriologie. Während die Wissenschaft vom klassischen Altertum schon im Zeitalter des Humanismus entstanden ist, durfte die Ägyptologie erst im vorigen Jahre ihren hundertsten Geburtstag feiern. Am 14. September 1822 war es, daß der junge französische Gelehrte François Champollion der Pariser Akademie in der damals üblichen Form eines offenen Briefes seinen Entzifferungsversuch vorlegte, in dem er eine Anzahl von ägyptischen Hieroglyphenzeichen nach ihrem Lautwerte, wie wir heute wissen, zum größten Teile richtig bestimmte und die Lesung mehrerer in Hieroglyphen geschriebener griechischer und römischer, auch einzelner ägyptischer Personennamen feststellte. Gewiß war dies nur ein erster Anfang, zu dem Champollion nach jahrelangem schweren Bemühen, nicht etwa durch einen schnellen Zufall gelangt war. Aber mit Riesenschritten drang er, allen Zweiflern und Widersachern zum Trotz, in das von ihm erschlossene Neuland des ägyptischen Altertums vor. Zunächst mit Hilfe zweisprachiger Inschriften — griechischer und hieroglyphischer —, vor allem unterstützt durch eine gründliche Kenntnis des Koptischen, der mit griechischen Buchstaben geschriebenen jüngsten Tochter der altägyptischen Sprache, entzifferte er bald neue Wörter und Namen, las ganze Sätze und bestimmte den Inhalt längerer Texte. Auf einer nach Ägypten unternommenen Expedition wurde das der Forschung bisher zu Gebote stehende Quellenmaterial beträchtlich vergrößert und der jungen Wissenschaft eine breitere Basis geschaffen. Als Champollion im Jahre 1832 von einem frühen Tode dahingerafft wurde, hinterließ er nicht nur eine ägyptische Grammatik und ein handschriftliches Wörterbuch als wichtigste Ergebnisse seiner Entzifferung; auch für die Geschichte und Geographie des Landes hatte er den Boden bereitet und in seinen, erst Jahrzehnte später herausgegebenen Reisenotizen ein auch noch heute sehr wertvolles archäologisches Material gesammelt.

Nach den kämpfereichen Jahren der Entdeckung haben vier Generationen eifriger Arbeiter das wiedergefundene Gebiet der ägyptischen Kultur urbar gemacht. Freilich steht noch hier und dort der Urwald, dem Blicke undurchdringlich; manches Feld wird jetzt erst unter den Pflug

genommen und harret noch der sorgfältigen Bestellung. Die scheinbare Abgelegenheit und Schwierigkeit des Gebietes hat von jeher nicht allzu viele Jünger herbeigelockt; die Ägyptologie gilt als eine nicht sehr einträgliche Wissenschaft, und so reichen die Arbeiter bei weitem nicht aus, um das überreiche Material zu bewältigen, das in Museen und Bibliotheken schlummert und alljährlich durch neue — man möchte fast sagen: viel zu viele — Ausgrabungen und durch Zufallsfunde vermehrt wird. Könnte vielleicht noch vor einem Vierteljahrhundert die gesamte Ägyptologie von einem Gelehrten beherrscht werden, so haben sich jetzt, ähnlich wie in der klassischen Altertumswissenschaft, auch hier die Philologie, die Geschichte und Kulturgeschichte, die Kunstgeschichte, die Religionsgeschichte zu selbständigen Forschungsgebieten herausgebildet, von denen jedes seiner eigenen Pflege bedarf und eine volle Arbeitskraft in Anspruch nimmt, ohne daß freilich auch hier über dem einzelnen der Sinn für das Ganze erblinden sollte.

Mehr als vier Jahrtausende hat das Leben des ägyptischen Volkes gewährt. Im Jahre 4240 v. Chr. tritt es in das helle Licht der Geschichte. Es ist dies das Jahr, in dem der ägyptische Kalender und mit ihm eine feste Jahresrechnung eingeführt wurde, und wahrscheinlich um dieselbe Zeit schuf Menes, den die ägyptische und, ihr folgend, auch die griechische Überlieferung an die Spitze der irdischen Könige des Landes stellt, den ägyptischen Einheitsstaat, indem er die beiden Reiche von Ober- und Unterägypten vereinigte. Derselben Zeit gehören auch die ersten ägyptischen Schriftdenkmäler an. Davor liegt eine Periode des Entstehens, Wachsens und Reifens, deren Dauer wir auch nicht annähernd zu bestimmen vermögen und mit deren materieller Hinterlassenschaft uns die archäologische Forschung der letzten drei Jahrzehnte, seit dem Winter 1894—95, beschenkt hat — die Geburts- und Kindheitszeit des Volkes, das in ihr sein erstes kulturelles Gepräge, sein ägyptisches Gesicht gewonnen hat. — Im Jahre 525 v. Chr., in dem der Perserkönig Kambyses die ägyptische Grenze auf der Landenge von Suës überschritt und, die Dynastie des Psammetich vom Throne stoßend, die politische Selbständigkeit des Pharaonenreichs vernichtete — in demselben Jahre beginnt der Todeskampf des ägyptischen Volkes. Länger als ein halbes Jahrtausend hat er gewährt. Erst in der Zeit der römischen Kaiserherrschaft, als das Christentum im 2. Jahrhundert auch am Nil seinen siegreichen Einzug hielt, ist das alte Ägypten gestorben.

Während dieses Lebens von vier Jahrtausenden hat die ägyptische Kultur dreimal einen Höhepunkt erreicht: das erste Mal in der Zeit der Pyramidenbauer, in der Periode, die wir das »alte Reich« nennen und die der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends angehört; das zweite Mal im »mittleren Reiche«, dessen Hauptvertreter die Könige mit den berühmten Namen Sesostrius und Amenemhet sind, in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends; — und endlich im »neuen Reiche«, in der Zeit der ägyptischen Weltmacht unter der Regierung der verschiedenen Thutmosis, Amenophis, Sethos und Ramses, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends.

Welcher Art war nun der Träger der ägyptischen Geschichte, das ägyptische Volk — worin bestand seine Geistigkeit? welches war das körperliche und geistige Wesen der alten Ägypter? Das ist die Frage, mit der ich mich heute beschäftigen möchte, und die zu lösen, das höchste, vielleicht aber auch ein für immer unerreichbares Ziel unserer Wissenschaft ist.

I.

Die äußere Gestalt der alten Ägypter tritt uns in zahlreichen Darstellungen aus allen Zeiten der ägyptischen Kunst, in Statuen und Flachbildern entgegen. So verschieden diese Bildnisse auch in der künstlerischen Ausführung sein mögen, so sehr sie auch je nach der Zeit ihrer Entstehung im Stile voneinander abweichen, ob es sich um Idealgestalten, wie bei den Bildnissen der Könige, Götter und Göttinnen, oder um porträtmäßig gestaltete Figuren handelt: immer wieder begegnen wir den schlanken, ebenmäßig gebauten Männern mit den geraden, breiten Schultern, den schmalen Hüften, den gut entwickelten, aber niemals, wie bei den Babyloniern oder Assyriern, übermäßig herausgepreßten Muskeln; immer wieder sehen wir die Frauen mit ihren festen, zarten Brüsten, sonst in ihren Formen so sehr den Männern gleichend, daß man bei einem Bruchstück, das nicht besondere Merkmale aufweist, z. B. in der Haartracht oder Gewandung, oft nicht zu entscheiden vermag, ob es einer männlichen oder weiblichen Statue zuzuschreiben ist. Nur alte Männer erscheinen gelegentlich dickbäuchig, mit quellenden, breiten Fettfalten über Brust und Bauch, alte Frauen mit schlaffen, hängenden Brüsten. Dicke Weiber, mit üppigen oder gar überüppigen Formen, »Schönheiten«, wie sie noch heute von den afrikanischen Negern geschätzt und geliebt werden, finden sich nur unter den Kunstwerken der ägyptischen Frühzeit. Der Ägypter der klassischen Zeit hat solche Mißgestalten zweifellos als häßlich empfunden und sie mit seinem ästhetischen Sinn verschmäht. Die Gesichter der Ägypter und Ägypterinnen zeigen, ebenso wie die Körper, einen allgemeinen, in den verschiedenen Kunstperioden wechselnden Schönheitstypus, neben dem freilich zu allen Zeiten das mehr porträtmäßig, realistisch geformte Antlitz steht. Sie sind rund und voll, mit leicht hervortretenden Backenknochen; die Stirn ist niedrig, die Nase gerade und breit; der Mund groß mit fleischigen (aber nicht wie bei den Negern wulstigen) Lippen. Die oft lächerlich großen Ohren der Statuen entsprechen nicht der Wirklichkeit, sondern verdanken ihre Form stilistischen Gründen. Die Kopfform ist langschädlig; schwarz und straff, niemals lockig das Haar, das bei Männern und Frauen der besseren Stände geschoren oder kurz gehalten ist und durch eine sorgfältig frisierte Perücke aus Schafwolle, die zugleich den Schutz einer Kopfbedeckung bietet, ersetzt wird. Die Augen erscheinen schwarz, ebenso Augenbrauen und Wimpern; auch der Bart, wo er von Männern getragen wird, ist schwarz. Die Hautfarbe der Männer ist rotbraun, die der Frauen gelblich; doch sollen diese Tönungen nur ungefähr die wirkliche Hautfarbe wiedergeben. Viele der ägyptischen Bildnisfiguren sind noch heute lebendig; nur darf man ihre Doppelgänger nicht in dem Völkergemisch

der Großstädte Alexandria oder Kairo suchen, sondern man muß hinausziehen in die Dörfer Oberägyptens und Nubiens. Dort auf dem Lande wird man dem fleischgewordenen feisten »Dorfschulzen« oder dem jugendlichen Thutmosis des Kairoer Museums und so manchem anderen, uns vertrauten Bildwerk lebendig wandelnd begegnen.

Mit Recht hat man immer wieder die »Rassenstetigkeit« der Ägypter hervorgehoben, und man kann Georg Schweinfurth, einem der besten Kenner des heutigen ägyptischen Volkes, nur beistimmen, wenn er sagt, daß es keine Rasse von so ausgeprägter Eigenart gibt, wie das ewige Volk der Ägypter, das sich, allen Einwanderungen und fremden Mischungen zum Trotz, immer wieder zu dem von der Natur einmal bedingten Typus umgestaltet hat.

So einfach es nun aber ist, sich die äußere Gestalt des alten Ägypters vorzustellen, so viel umstritten ist die anthropologische Bestimmung der ägyptischen Rasse, die Frage nach der Verwandtschaft der alten Ägypter mit anderen Völkern und das damit verknüpfte Problem der Urheimat des ägyptischen Volkes und der ägyptischen Kultur. Hier stehen sich zwei grundverschiedene Anschauungen gegenüber. Die eine, die schon im 18. Jahrhundert von Volney vertreten wurde und die noch heute ihre Verteidiger, z. B. in dem Schweizer Ägyptologen Ed. Naville hat, nimmt den afrikanischen Ursprung der alten Ägypter und ihre Verwandtschaft mit den Negern Zentralafrikas und den Bantu-Völkern an und sucht durch ethnographische Parallelen den afrikanischen Charakter der ägyptischen Kultur zu erweisen. So hat man z. B. aus der Tatsache, daß sowohl bei den Sulunegern als auch bei den alten Ägyptern kleine Kopfbänke vorkommen, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen, die Abstammung der Ägypter von den Bantunegern angenommen. Als ob man aus der Tatsache, daß chinesische Fächer oder chinesisches Porzellan in England gebraucht werden, die Herkunft der Angelsachsen aus Ostasien ableiten wollte!

Die zweite Theorie, die namentlich von Philologen und Historikern vertreten wird, nimmt eine Einwanderung des ägyptischen Volkes aus Westasien und seine physische Verwandtschaft mit den dort ansässigen semitischen Völkern an; semitischen Charakter trage nicht nur die ägyptische Sprache; auch die ägyptische Schrift — so nimmt man an —, ein großer Teil der ägyptischen Kultur, die Kunst, das Metall zu bearbeiten, Ziegel herzustellen, ja sogar die Tier- und Pflanzenwelt des Niltales seien aus Asien gekommen: und hier ist es wiederum Babylonien, wo man mit besonderer Vorliebe die Wurzeln der ägyptischen Kultur zu suchen pflegt. Als Weg, den die semitischen Einwanderer nach Ägypten genommen haben, gilt den meisten der von Norden her, über die Landenge von Suës. Dagegen meint Schweinfurth, daß sie, nach Überschreitung der Straße von Báb-el-Mandeb, vom Roten Meer her, aus südlich und südöstlich von Oberägypten gelegenen Gegenden nach dem unteren Niltale vorgedrungen seien.

Der gesamte Fragenkomplex über die Rassenzugehörigkeit und die Urheimat der alten Ägypter ist nun in ein ganz neues Stadium getreten, seitdem die Ausgrabungen der früh- und vorgeschichtlichen Friedhöfe in Oberägypten und Unternubien uns die älteste ägyptische Kultur kennen gelehrt und Tausende von zeitlich fest bestimmbar, ihrem Fundorte

nach einwandfreien Skeletten der anthropologischen Forschung geliefert haben. Zunächst kann heute als feststehend gelten, daß die ägyptische Kultur nicht von außen her in das Land getragen worden, sondern bodenständig, im Lande selbst entstanden und ohne nachweisbare fremde Einflüsse erwachsen ist. Was aber die Rassenzugehörigkeit betrifft, so sind es vor allem englische Anatomen (Elliot Smith, Derry und Jones) gewesen, die die mühsame Untersuchung der Schädel und Knochen vorgenommen und auf dieser Grundlage ein klares Bild von der körperlichen Beschaffenheit der ältesten, uns erreichbaren ägyptischen Bevölkerung, der Urägypter oder Protoägypter, geliefert haben. Nach diesem Befunde sind die Urägypter Leute von mäßiger Größe gewesen, die sogar unter dem Durchschnitt der Menschheit standen. Maßen doch die Männer nicht ganz 167 cm, die Frauen sogar nur 152 cm. Ihr Knochenbau war außerordentlich dünn und zart; lange Schädel und kurze, breite Nasen waren ihnen eigentümlich; das Haar war dunkelbraun oder schwarz, meist glatt oder leicht gewellt, nur selten lockig; das Körperhaar bei beiden Geschlechtern schwach ausgebildet. Man darf ohne weiteres vermuten, daß zu den brünetten Haaren auch eine dunkle, etwa kupferbraune Haut und dunkle, wohl schwarze Augen gehört haben, wie sie ja auch die ägyptischen Bildnisse aufweisen.

Anthropologisch die nächsten Verwandten dieser Urägypter, ihnen im Körperbau am nächsten stehend, sind nun die verschiedenen, noch lebenden »hamitischen« Völker Nordostafrikas: die Bedschavölker, die Galla, die Somali — vor allem aber die ältesten Semiten, deren wirklich rassereine Vertreter heute nur noch die Araber im Hinterlande der Küstenstriche der arabischen Halbinsel sind. Die im Küstenlande selbst wohnenden Araber sind bereits sehr stark von afrikanischem, zum Teil auch von indischem Blute durchsetzt (Luschan).

Diese drei Gruppen — die urägyptische, die hamitische, die rein-semitische — sind nun Glieder einer braunen Mittelmeerrasse, die über die ganze Mittelmeerküste, die iberische Halbinsel, Westfrankreich und auch — in der Zeit vor dem Eindringen des Kupfers — über die britischen Inseln verteilt gewesen ist. Alle diese Leute hatten brünette Langköpfe mit kurzen breiten Nasen und waren von kleiner Statur. Auf die Frage des Ursprungslandes dieser Rasse, das man in Ägypten selbst vermuten darf, will ich mich hier ebensowenig einlassen wie auf die andere, wie weit diese Mittelmeerrasse mit der großen blonden, ebenfalls langschädlichen teutonisch-nordischen Rasse an den Küsten der Ostsee verwandt gewesen ist, ob etwa beide, wie man angenommen hat, von einer gemeinsamen Mutter abstammen und sich in einer unendlich frühen Zeit voneinander getrennt haben. Weit wichtiger ist es festzustellen, wie groß die Kluft ist, die diese beiden langschädlichen Rassen von der äußerst fremdartigen armenoïden breitschädlichen und langbärtigen Rasse Westasiens scheidet, deren Hauptvertreter die »Hethiter« sind (Luschan).

Das, was uns der anatomisch-anthropologische Befund über die Rassenzugehörigkeit der ältesten Ägypter gelehrt hat, wird nun durch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft glänzend bestätigt. Gewiß bedeutet Sprachverwandtschaft noch keine Rassengemeinschaft: sonst müßten ja die spanisch redenden Ureinwohner Südamerikas Spanier, die englisch sprechenden Neger der Vereinigten Staaten Angelsachsen sein! Aber wo

die Sprache auf dieselbe Verwandtschaft hinweist, wie die anatomische Ähnlichkeit, ist an dem engen Zusammenhang der Völker kaum zu zweifeln. Je mehr wir durch die philologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte die ältesten Formen der ägyptischen Sprache kennengelernt haben, um so deutlicher hat sich ihr semitischer Charakter herausgestellt. Das eigenartige semitische Gesetz der dreikonsonantigen Stämme beherrscht auch das älteste Ägyptisch. Fürwörter, Zahlwörter, Konjugations- und Flexionsformen des Verbums, die Art, wie Wörter miteinander verbunden werden — regierendes und regiertes Nomen, Substantiv und Adjektiv —, wie die Sätze sich formen — alles dies ist dem Ägyptischen und Semitischen gemeinsam. Dazu kommen zahlreiche, schon auf den ersten Blick erkennbare Übereinstimmungen im Wortschatz. Allerdings sind gerade im Lexikon sehr große Verschiedenheiten festzustellen. Sie erklären sich wohl daraus, daß das Ägyptische und das Semitische sich schon in sehr früher, unserer sprachlichen Kenntnis völlig entrückten Zeit gespalten haben, und jedes dieser Glieder seine eigene lautliche Entwicklung genommen hat.

Dazu kommt ferner, daß wohl schon früh in das Ägyptische irgendwelche fremde Sprachelemente eingedrungen und seine ursprüngliche Gestalt zersetzt haben. Der Annahme, daß das Altägyptische geradezu eine Mischsprache, etwa aus einer semitischen und afrikanischen Sprache, wie das ostafrikanische Harari, der Dialekt der großen Handelsstadt Harar, ist, vermag ich mich nicht anzuschließen. Das Ägyptische und das älteste Semitische sind Geschwister, Abkömmlinge derselben Mutter.

Nahe verwandt sind dem Ägyptischen ferner die Sprachen der Völker Nordostafrikas, der Bischari, Galla, Somali, das Saho und Danakil sowie die verschiedenen libyschen oder berberischen Dialekte, die, vielfach vom Arabischen überwuchert, sich noch an der Nordküste Afrikas erhalten haben. Wie die ältesten Semiten, so sind also auch diese den Urägyptern anthropologisch nahestehenden Völker durch das Band der Sprachverwandtschaft mit ihnen verknüpft.

Der reine mittelländische Typus der Urägypter ist nun schon in früher Zeit durch reiche Aufnahme fremden Blutes beeinflußt worden. Wenn auch die rasseechten Neger Zentralafrikas erst um die Mitte des 2. Jahrtausends in unmittelbare Berührung mit den Ägyptern gekommen sind, so sind doch schon in viel früherer Zeit mit Negerblut durchtränkte Stämme, Leute von großer Körperlänge und kräftigem Schädelbau, von Süden her ins ägyptische Niltal vorgedrungen und haben sich dort selbst gemacht. Andere Einwanderer kamen von Norden: auch sie Leute von beträchtlicher Größe und durch ihren massiven Knochenbau und ihre Schädelbildung von den Urägyptern abweichend. Wer sie waren, läßt sich nicht feststellen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß es Nord-europäer waren, Vorläufer jener blonden, weißhäutigen Tuimah, die, wie jüngst Moeller gezeigt hat, um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends nach Afrika gekommen sind und sich in Libyen mit der dortigen dunkelhäutigen Rasse vermischt haben.

Eine Entscheidung über diese Fragen läßt sich um so schwerer erzielen, als uns aus dem feuchten Unterägypten Gräber aus frühgeschichtlichen oder gar aus vorgeschichtlichen Zeiten nicht erhalten sind. Das ist um so mehr zu bedauern, als gerade das Delta in der ältesten Zeit

der Träger der geistigen und vielleicht auch der materiellen Kultur des Nillandes gewesen und von ihm aus die Entwicklung Oberägyptens stark beeinflußt worden ist.

Welchen Rassen aber auch diese verschiedenen Zuwanderer angehört haben mögen, sicher ist, daß sie sich mit den Urägyptern vermischt haben, und daß durch sie schon im Beginn des alten Reichs der Typus der uralten Bevölkerung gewandelt worden ist. Aus dem Schoße des alten wird ein neues Volk geboren, das ägyptische, der Träger der Kultur der geschichtlichen Zeit.

II.

Dem körperlichen Habitus, der Struktur der ägyptischen Rasse, entspricht nun auch ein besonderer geistiger Typus, eine ägyptische Seele, die sich in ihrer Eigenart von der Seele anderer antiker Völker, etwa der Babylonier und Assyrer, der Israeliten, der Griechen oder gar von der indischen und chinesischen Seele unterscheidet. Sie wird sinnlich wahrnehmbar in den Lebensformen, in dem, was wir gemeinhin als „Kultur“ bezeichnen, in den staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen, in den religiösen und moralischen Anschauungen, in den Leistungen der Wissenschaft, in den Schöpfungen der Literatur und Kunst.

Schon die Griechen und Römer haben, als sie mit der fremdartigen Kultur des Nillandes in Berührung kamen, das Wesen des ägyptischen Volkes zu bestimmen versucht und seine ihnen auffallenden Grundeigenschaften hervorgehoben. So rühmt Herodot die Gottesfurcht der Ägypter (II, 37), ihre Gelehrsamkeit und ihr Gedächtnis (II, 77); Diodor (I, 90) erklärt sie für das dankbarste Volk der Welt; Hadrian dagegen nennt sie „durchaus leichtsinnig, schwankend und jedem Gerüchte gleich nachlaufend“ und bezeichnet sie als „ganz aufsässige, nichtsnutzige und schmähsüchtige Menschen“ (Vopiscus; Müller Fragm. III 624).

Mit dem reichen Material, das die neuere Forschung für die Erkenntnis der ägyptischen Kultur geliefert hat, haben es nun nicht nur Historiker, sondern auch Geschichtsphilosophen unternommen, die Frage nach dem geistigen Wesen der Ägypter zu beantworten: Hermann Schneider in seinem anregenden Werke über die „Kultur und das Denken der Ägypter“, das die festen Maßstäbe der Entwicklung auf allen Gebieten empirisch zu bestimmen versucht — und zu allerletzt Oswald Spengler, der in seinem „Untergang des Abendlandes“ der ägyptischen Kultur einen hervorragenden Platz einräumt, blendend und verblüffend auch bei diesem Wagnis. Aus einer Gruppe von Kulturerscheinungen, die er „Lebenssymbole“ nennt, will er den Inhalt der ägyptischen Seele, das Weltbewußtsein des ägyptischen Menschen erfassen. Das Hauptwesen der ägyptischen Seele erblickt er in ihrer eminenten historischen Veranlagung, durch die sie sich von dem „ahistorischen“ Geiste des antiken Menschen unterschieden habe. Die ägyptische Kultur erscheint ihm als eine Inkarnation der Sorge, der Sorge um das Künftige, wie sie sich in der Wahl von Granit und Basalt als künstlerischem Material, in den gemeißelten Urkunden, in der Ausbildung eines peinlichen Verwaltungssystems und dem Netz von Bewässerungsanlagen ausspricht,

und der notwendig damit verknüpften Sorge um das Vergangene. So ist denn Spengler die Mumie ein Symbol von höchstem Range. Der Wille zur Dauer gilt ihm als ein wesentliches Merkmal des ägyptischen Weltbewußtseins im Gegensatz zur antiken Seele, in der eine tiefe Feindseligkeit gegen die Dauer ausgesprochen sei.

Noch eine andere Idee der ägyptischen Seele glaubt Spengler begriffen zu haben, deren Ursymbol er durch das Wort „Weg“ faßlich zu machen sucht. „Die ägyptische Seele sah sich wandernd auf einem engen und unerbittlich vorgeschriebenen Lebenspfade, über den sie einst den Totenrichtern Rechenschaft abzulegen hatte“.

Ich muß es mir versagen, auf diese von Spengler begriffenen Lebenssymbole näher einzugehen und ihren Wert oder Unwert zu erweisen, zu zeigen, wie schieb seine Auffassung von dem ägyptischen und auch von dem vergleichsweise herbeigezogenen griechischen Weltbewußtsein ist. Dem Ziele, das Wesen der ägyptischen Seele zu erfassen, wird man schwerlich dadurch näherkommen, daß man aus der Fülle der Kulturerscheinungen die eine oder die andere besonders auffallende herausgreift, sie als „Lebenssymbol“ hinstellt und in ihre Form die Seele des Volkes hineinpreßt.

Will man überhaupt den Weg der Empirie verlassen und, analytisch vorgehend, in den seelischen Äußerungen eines Volkes eine Einheit feststellen, so führt meines Erachtens zu diesem Ziele nur ein Weg, der Weg, den Richard Heinze eingeschlagen hat, als er heute vor zwei Jahren an dieser Stelle die Ursachen der Größe Roms zu ergründen suchte und sie in der Gesamtstruktur der römischen Seele fand. Er ging von der Überzeugung aus, daß die Seele eines Volkes mit denselben Methoden erfaßt werden müsse, die die neuere Psychologie der Persönlichkeit erschlossen habe, und daß demgemäß die Grundtypen der Individualität, die Eduard Spranger in seinen »Lebensformen« erkannt und beschrieben habe, allerdings mit mancherlei Einschränkungen, auch auf die Seele eines Volkes übertragen werden könnten. Ist es nun möglich — diese Frage hat mich seitdem immer wieder beschäftigt — auch die ägyptische Seele einem dieser Grundtypen zuzuzählen und dadurch besser zu begreifen? Allerdings muß man sich, wenn ein solcher psychologischer Versuch überhaupt gewagt werden soll, von vornherein der ungeheuren Schwierigkeit der Aufgabe bewußt sein. Hilfsmittel, wie sie dem römischen Historiker zu Gebote stehen, fehlen dem ägyptischen, und dieser Mangel wird um so mehr fühlbar, je schwächer, wie das bei mir der Fall ist, sein philosophisches Rüstzeug ist. Das staatliche und wirtschaftliche Gefüge des alten Ägypten ist uns nur in den gröbsten Lagen bekannt, viel zu wenig, um es als Gesamtheit auch in seiner geschichtlichen Entwicklung zu begreifen und den Geist, der es beseelte, zu erfassen. Und ebenso geht es uns mit der ägyptischen Religion: trotz der Menge überlieferter religiöser Texte, trotz den zahlreichen uns erhaltenen Tempeln und Gräbern ist es uns heute kaum möglich, über alle Äußerlichkeiten des Kultus hinweg aus dem Gewirre verhüllender Schalen den wahren Kern des ägyptischen religiösen Empfindens zu gewinnen. Die ägyptische Sprache ist uns wohl in ihrem grammatischen Aufbau vertraut, das Material des Wörterbuches ist, wenn auch noch nicht vollständig, gesammelt, und die Bedeutungen der meisten Wörter einigermaßen fest-

gestellt; aber feinere lexikalische Unterscheidungen namentlich abstrakter Begriffe (ich erwähne nur, daß wir nicht wissen, ob das ägyptische Wort *nafer* ursprünglich »gut« oder »schön« bedeutet) vermögen wir nicht zu machen, und so versagt auch dieses beste Instrument, mit dem wir die Seele des ägyptischen Menschen ergründen könnten.

Die größte Schwierigkeit liegt aber in dem Gesamtcharakter der ägyptischen Überlieferung: während des ganzen, Jahrtausende langen Verlaufs der ägyptischen Geschichte tritt uns kaum eine, in ihrem innern Wesen greifbare Persönlichkeit entgegen, aus der wir vielleicht auch eine Äußerung der ägyptischen Volksseele herauslesen könnten. Wir kennen die Namen der großen Pharaonen, können feststellen, wer ihre Eltern gewesen sind, wie viele Jahre oder gar Monate und Tage sie auf dem Throne gesessen, welche Bauten sie ausgeführt, welche Feldzüge sie unternommen haben, welche Beamte unter ihrer Regierung gewaltet; wir sehen auch ihre Bildnisse — aber nichts wissen wir von ihrer Individualität, von ihrem geistigen Gepräge. Was ein Cheops, was ein Sesostri, ein Thutmosis gedacht und gefühlt hat, ist uns ein ewiges Geheimnis. Und derselbe undurchdringliche Schleier ist über die Wesensart der ägyptischen Künstler gebreitet; auch von ihnen kennen wir ein paar Namen, gelegentlich auch ein Werk, das sie geschaffen, aber nichts ahnen wir von dem Funken, der sie beseelte, von dem Willen, der ihre Hand führte. Nur eine Ausnahme müssen wir feststellen: Amenophis IV. — Echnaton, den Ketzer von El-Amarna, den Reformator der ägyptischen Religion und Schöpfer einer neuen Kunst: von ihm kennen wir das beseelte Bildnis, und in seinen Werken verspüren wir einen deutlichen Hauch seines Geistes.

Soviel von den Schwierigkeiten unserer Aufgabe. Wie unzulänglich und spröde aber unser Material auch sein mag — der Versuch muß gewagt werden, in den Sprangerschen Idealtypen den ägyptischen Charakter wiederzufinden und seine Art, wenn auch nur oberflächlich, zu begreifen. Zunächst lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die ägyptische Kultur, daß die Ägypter keine theoretischen Menschen gewesen sind. Ebenso wie den Römern hat auch den Ägyptern, um Heinzes Worte zu wiederholen, »das Bedürfnis und damit auch die Fähigkeit gefehlt, die Wahrheit über die Welt und den Menschen zu erforschen«. Niemals ist von einem Ägypter auch nur der kleinste Versuch gemacht worden, die großen Erfahrungen, die man in der praktischen Medizin, besonders in der Chirurgie (trotz dem Edwin Smith-Papyrus), in der Rechenkunst, in der Astronomie gemacht hatte, systematisch zusammenzufassen und unter einheitlichen Gesichtspunkten wissenschaftlich zu behandeln; niemals ist es einem Ägypter beigestanden, über den Weltzusammenhang zu grübeln. Ein reiches Wissen haben die Ägypter von allerlei Dingen besessen, aber keine Wissenschaft. Man pflegte, wie wir noch sehen werden, mit Vorliebe eine gewisse Art von didaktischer Literatur, aber keine Philosophie. Es gibt kaum einen größeren Irrtum als den von griechischen Schriftstellern verbreiteten und jetzt wieder von modernen Okkultisten aufgenommenen Glauben, daß die Ägypter im Besitze tiefer Weisheiten gewesen seien. Wenn wirklich die Überlieferung recht hat, daß hervorragende griechische Philosophen und Staatsmänner, ein Solon, Thales, Pythagoras, Plato zu den Füßen ägyptischer Lehrer gesessen

haben, so dürfte die Enttäuschung, die sie bei diesen Vorträgen erlitten, keine geringe gewesen sein.

Auch ein religiöses Volk sind die Ägypter nicht gewesen, wenn wir den Kern der Religiosität in dem Suchen nach dem höchsten Werte des Daseins erblicken. Gewiß waren die Ägypter gottesfürchtig, mit Opfern und Gebeten suchten sie die Gnade der Gottheit zu gewinnen oder ihren Zorn abzuwehren; in Hymnen werden die Götter gepriesen und ihre mythischen Taten gefeiert; aber wie selten ist darin ein Ton der Wärme, ein wirklich frommes Wort, das über die Lippen des Betenden zu den Himmlischen sich erhebt. Nur einmal, unter Amenophis IV., ist der Versuch gemacht worden, die Religion von dem Wust der Tradition zu befreien und zu einem reineren Gottesbegriff zu gelangen; aber dieser neue Glaube wurde mit seinem königlichen Verkünder zu Grabe getragen.

Und sind etwa die Ägypter dem Typus des Machtmenschen zuzuweisen? Gewiß hat der Pharao, wie jeder orientalische Despot, den Willen zur Macht besessen, er war erfüllt von dem Wunsche, nicht nur sein Land, sondern die ganze Welt zu beherrschen, „die Grenzen Ägyptens zu erweitern und die Fremdländer mit seiner Krone zu bezwingen“. Die Pharaonen der 18. Dynastie haben um die Mitte des zweiten Jahrtausends ihre Heere in den Sudan und bis an den Euphrat geführt und eine ägyptische Weltmonarchie gegründet; aber das Volk stand solcher Eroberungspolitik fern, und seine Heere haben zum kleinen Teile aus ägyptischen Bauern, zum größten aus fremden Söldnern, Negern, Asiaten, Libyern, Agäern bestanden. Groß ist in der ägyptischen Literatur die Zahl der Lieder, die höfische Dichter auf die Siege der Könige verfaßt haben; aber vergeblich wird man einen Kriegsgesang oder ein vom Volke angestimmtes Siegeslied suchen, wie wir es bei den Israeliten in dem Heldensang an Debora besitzen.

Das ägyptische Volk war ein Volk von Bauern, der seelische Typus der alten Ägypter war der des ökonomischen, wirtschaftlichen oder, noch deutlicher gesagt, des praktischen Menschen, des Menschen, der die Erhaltung und angenehme Gestaltung des Lebens erstrebt und der in allen Lagen den Nützlichkeitswert voranstellt (Spranger). Bei der Nützlichkeit handelt es sich aber nicht nur darum, Güter zu gewinnen, die in physischen Stoffen oder Kräften bestehen; auch geistige Leistungen sind in ihrem Dienste. Indem der Ägypter die Naturgewalten seines Landes überwand, bahnte er sich den Weg zu einer besseren und höheren Lebensführung. Die Überfülle des Wassers, die alljährlich im Sommer durch das Niltal flutete, wurde regelmäßig über die Äcker verteilt; Kanäle, Schleusen und Dämme wurden angelegt, sumpfige Strecken, die sich namentlich im Delta, dem „Lande der Papyruspflanzen“, weithin zogen, wurden entwässert und in Ackerland verwandelt. Das alles waren Arbeiten, die ein einzelner nicht leisten konnte. Man war genötigt, sich zu größeren Verbänden, zu staatlichen Organisationen zusammenzuschließen und sich gemeinsam einem Oberhaupte unterzuordnen. Die praktische Notwendigkeit schuf den Staat. Welche Form er in der Frühzeit gehabt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ist aber schon der zentralisierte Staat der Pyramidenzeit mit seiner geregelten Verwaltung ein Muster praktischer staatlicher Organisation gewesen, die sich auch, aller-

dings in veränderten Formen, im Staate des Mittleren und Neuen Reichs erhalten hat.

Kein Geringerer als Theodor Mommsen hat einmal gesagt, daß die Staatswirtschaft geradezu als eine ägyptische Erfindung bezeichnet werden könne. Dabei dürfen wir uns allerdings den wirtschaftlichen Menschen der alten Ägypter nicht in den modernen Formen der Weltwirtschaft vorstellen, wir müssen vielmehr seine praktischen Fähigkeiten und Leistungen im Rahmen der Naturalwirtschaft bewerten. Sie hat er bis ins kleinste ausgebildet; neben der Hauswirtschaft besaß bereits das Alte Reich eine hochentwickelte Industrie, die sowohl von kleinen Handwerkern als auch in den Werkstätten der großen Güter betrieben wurde. Ein reger Handelsverkehr war entwickelt, der sich nilaufwärts in den Sudan, nach Ostafrika, und nordwärts nach Syrien, vielleicht auch bis nach Kleinasien und Mesopotamien erstreckte.

Der ökonomische Mensch ist aber auch ein Mensch des technischen Wissens und Könnens, und das war der Ägypter in höchstem Maße. Dazu war ihm ein besonders ausgeprägter Sinn für die Zahl eigen und im Zusammenhang damit eine peinliche Genauigkeit und Sauberkeit bei jeglichem Geschäfte. Mit vollem Rechte ist darauf hingewiesen worden, wie gewissenhaft die Ägypter in ihren Grabbauten selbst solche Räume angelegt und ausgestattet haben, die späterhin niemals ein Fuß betreten, kein menschliches Auge erblicken sollte. Nicht theoretische Erwägungen, sondern praktische Erfahrungen haben die Ägypter zu den größten technischen Leistungen geführt, die wohl je ein Volk des Altertums vollbracht hat. Man denke an die großen Pyramiden, an den wundervollen Torbau des Chephren mit seinen granitnen Pfeilern und Deckbalken, an die thebanischen Heiligtümer mit ihren mächtigen Pylonen und Säulenhallen, an die Felsentempel der Ramessidenzeit in Nubien. Welche Macht mußte der ägyptische Mensch über die Natur gewonnen haben, um Steinmassen wie die Obelisken oder die aus einem Block gearbeiteten Riesenstatuen der Könige aus dem Felsen herauszusprengen, zu bearbeiten, auf dem Flusse zu befördern und im Bezirke der Tempel aufzurichten.

Mit der fast rücksichtslosen Energie in der Bewältigung technischer Aufgaben paart sich nun bei dem Ägypter eine staunenswerte Klugheit und Gewandtheit in der Behandlung des Menschen, auch sie eine hervorstechende Eigenschaft des ökonomisch-praktischen Typus. Immer wieder predigen die ägyptischen Weisheitslehren, wie man sich im Verkehr mit Vorgesetzten und Gleichgestellten zu benehmen habe: feiner Anstand und gute Sitte werden überaus hoch bewertet; eine stolze Würde und edle Beherrschtheit durchzieht die gesamte ägyptische Kultur. Gewiß wird der Lebensklugheit manchmal die persönliche Freiheit geopfert, und der Wunsch, dem Höhergestellten zu gefallen und dadurch, daß man „den Rücken vor seinem Vorgesetzten krümmt“, um in der Laufbahn als Beamter vorwärtszukommen, führt nicht selten zu übertriebener Demut oder gar zu sklavischer Unterwürfigkeit.

Das Gute tut der Ägypter wohl auch um seiner selbst willen, er rühmt sich, daß „er dem Hungrigen Brot, Wasser dem Durstigen und Kleider dem Nackten gegeben habe“. Aber der Hauptanreiz dazu ist doch die Überzeugung, daß es nützlich ist, die Aussicht auf praktischen

Erfolg, die Billigung von außen, „weil es die Menschen lieben und die Götter loben“ und weil „die Tugend des recht Gesinnten Gott willkommener ist als das Rind der unrecht Tuenden“. „Tue etwas für Gott, auf daß er dir Gleiches tue!“

So wird auch die Arbeit nicht aus innerem Antriebe, nicht für die innerste eigene Befriedigung oder aus Pflichtgefühl getan, sondern weil sie Nutzen bringt und weil die Faulheit schadet; sie geschieht für den Vorgesetzten oder für den eigenen Lebensunterhalt. Dem Jüngling, der in die Beamtenlaufbahn eintreten will, wird eingeschärft, fleißig zu sein: „sei nicht müßig, sonst wird man dich ordentlich züchtigen; setze dein Herz nicht hinter die Vergnügungen, oder du wirst zugrunde gehen... sei stark im täglichen Arbeiten, so wirst du Ämter besitzen. Bringe keinen Tag müßig zu, oder man wird dich schlagen“.

Dem praktischen Ägypter ist nun auch eine gewisse Nüchternheit, ein Mangel an Phantasie eigen, der in der Literatur, aber auch in der bildenden Kunst deutlich fühlbar ist. Diese Ureigentümlichkeit der Rasse ist nun noch durch die ägyptische Umwelt verschärft worden. Das Land mit seinen breiten Feldern und den eintönigen Palmengärten war wenig dazu angetan, die Einbildungskraft zu beflügeln. In den unfruchtbaren Sandflächen, in den kahlen Bergen und Tälern der Wüste, deren großartige Schönheit wir heute ebenso bewundern wie die Schneefelder und Gletscher des Hochgebirges, sah der Ägypter nur das leblose Land des Todes, in dem gruselige Geister und Gespenster ihr Wesen trieben. So hat denn Ägypten niemals einen großen Dichter hervorgebracht, kein Epos, keine Lyrik, die sich irgendwie mit der hebräischen, griechischen oder römischen vergleichen ließe.

Trotz dieser trockenen Nüchternheit hat Ägypten eine große bildende Kunst geschaffen, deren Meisterwerke auch heute noch ihr Leben bewahrt haben und zu uns mit ebenso großer Eindringlichkeit sprechen können wie einstmals zu den Zeitgenossen derer, die sie schufen. Wenn wir von den Griechen absehen, so sind die Ägypter unbedingt das künstlerisch begabteste Volk des Altertums gewesen, ja eines der künstlerischsten Völker der Weltgeschichte überhaupt. Allerdings sind die Ausdrucksformen der ägyptischen bildenden Kunst wesentlich andere als die, welche durch die Griechen in die Welt gebracht worden sind und an die sich unsere Sinne gewöhnt haben. Aber wer sich in die ägyptische Formenwelt versenkt, wird in ihr einen Schatz edelster Schönheit finden. Freilich vermissen wir, wohin ich schon deutete, die schöpferische Einbildungskraft, die sich zum Beispiel in den Zierformen der kretischen Kunst äußert; dafür entschädigen uns aber andere Eigenschaften: die glänzende Technik, „das Ebenmaß, die feine Menschlichkeit, die Ausdrucksfähigkeit für innere Größe“ (Schäfer), eine zarte Anmut, eine sichere und scharfe Beobachtung, die namentlich im menschlichen Bildnis und in der Wiedergabe des Lebens der Tiere zur schönsten Entfaltung gekommen ist.

Derselbe künstlerische Geist des Ebenmaßes und der Schönheit waltet auch in der ägyptischen Baukunst. Nur kommt hier noch ein Streben nach dem nie vorher Dagewesenen, nach riesenhafter Größe zum Ausdruck, ein Drang zum Übermenschlichen. So hat eine zweckgerechte Schönheitskraft den einfachen, aus Wüstenkieseln aufgeschütteten Grab-

hügel allmählich umgestaltet zu dem Quaderbau der Cheopspyramide und die schlichte Götterkapelle mit ihren Fahnenstangen geweitet zu den wunderbaren thebanischen Tempeln mit den Tortürmen, die „den Himmel erreichen“ und ihren Fahnenmasten, die „sich mit den Sternen vereinigen“.

Zweifellos sind auch die edelsten Werke der ägyptischen Kunst zunächst dem praktischen Bedürfnis entsprungen; die Kunst um ihrer selbst willen haben die Ägypter nicht geübt, aber daneben haben doch in den Künstlern und ihren Zeitgenossen starke ästhetische Triebe gewaltet, und so ist mit seiner Kunstbegabung und Kunstübung der Ägypter weit über die Formen des ökonomischen Menschen hinausgewachsen.

Auch noch eine andere Wesensart des Ägypters scheint zu dem rein ökonomischen Typus in einem gewissen Widerspruch zu stehen: sein starrer konservativer Sinn. Aber merkwürdigerweise findet sich dieser nämlich auch bei dem ökonomischsten Volke der Gegenwart, bei den Engländern. Mit einer Treue, die beinahe an eigensinnige Zähigkeit grenzt, hält der Ägypter an dem fest, was er von seinen Vätern ererbt und als gut anerkannt hat. Wenn er auch neue Erfahrungen gewinnt, neue Kenntnisse sich aneignet, so bewahrt er doch das Althergebrachte, auch wenn es ihm nichts mehr nützt, und schleppt es oft, eine tote Last, nur weil es ein Vermächtnis der Vorzeit ist, durch die Jahrhunderte weiter. Die Ägypter haben schon in uralter Zeit die Erfindung gemacht, die Sprachlaute durch Buchstaben wiederzugeben; aber trotzdem haben sie ihr gemischtes Schriftsystem bis zur Einführung des Christentums beibehalten und sich von ihren gewiß sehr schönen, aber schwerfälligen „Gottesworten“ niemals getrennt. Welch frische Blüten hat die ägyptische Kunst gezeitigt, wie viele gesunde Triebe hat das religiöse Leben hervorgebracht — ich erinnere auch hier wieder an die Reformation Amenophis' IV. —, aber alle diese Ansätze sind nicht zur Reife gekommen oder schnell überreif geworden und sind dann durch die Kälte der Überlieferung erstarrt.

Wie die Seele des Einzelmenschen durch die Erlebnisse in der Welt Wandlungen erfährt, so üben auch auf die Seele eines Volkes die geschichtlichen Ereignisse ihre Wirkung aus, wenn auch der angeborene Charakter dadurch nicht umgeformt wird. Allerdings hat ein gütiges Schicksal dem ägyptischen Volke durch die äußere Abgeschlossenheit seines Landes und die dadurch bedingte innere Geschlossenheit das seltene Geschenk einer verhältnismäßig ruhigen Entwicklung verliehen. Aber trotzdem sind auch ihm Erschütterungen nicht erspart geblieben: die stärkste in der Mitte des dritten Jahrtausends, als der Beamtenstaat des Alten Reiches in einer sozialen Revolution zusammenbrach, die herrschenden Stände ihre Macht und ihren Reichtum verloren, alles Bestehende ins Wanken geriet, und eine Verwirrung kam, aus der kein Ausweg sich darzubieten schien. Damals wurden „die, die bis dahin arm gewesen, reich, und der, welcher etwas besessen hatte, war einer, der nichts hat“; „die Kleider besessen hatten, gingen in Lumpen, und wer nicht für sich (sondern für andere) gewoben, besaß feines Linnen“. „Wer nichts vom Harfenspiel verstanden, hatte jetzt eine Harfe; der, vor dem man nicht gesungen hatte, pries jetzt die Göttin der Musik“; „die Frau, die keinen Kasten gehabt (um ihre Gewänder hineinzutun), besaß jetzt eine

Truhe — und die, die ihr Gesicht im Wasser besehen, hatte jetzt einen Spiegel.“

In jener schweren Zeit ergriff Verzweiflung die Gebildeten, ein starker Pessimismus zog in die ägyptische Seele, das Bewußtsein, daß Gutes tun doch nicht immer die erwartete Belohnung auf Erden finde und daß auch die Sorge um die Toten nichts nütze, da selbst die Königsgräber zerstört und beraubt worden waren; was bedeute auch nach den entgangenen Freuden der Erde die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits? „Komme doch keiner von dort wieder, daß er sage, wie es um sie (die Toten) steht, daß er sage, was sie brauchen, daß er unser Herz beruhige (?), bis daß auch wir dahin kommen, wohin sie gegangen sind.“

Aber der Grundstoff des ägyptischen Wesens, sein seelischer Typus, ist durch die trüben Erfahrungen jener Jahrhunderte nicht umgebildet worden. Er ist alle Zeiten hindurch der gleiche, der ökonomisch-praktische geblieben.

Wie für die fast ungestörte Entwicklung einer Sprache und einer Kunst, so liefert Ägypten auch für die Geschichte der Menschheit ein einzigartiges Schulbeispiel. Wir beobachten hier, wie aus der gleichförmigen Masse einer Rassengemeinschaft ein ungewöhnlich begabter Teil in einem von der Natur begünstigten Lande heraustritt, zu einem Volke wird, das durch staatliche Ordnung gebunden eine hohe Kultur hervorbringt. In einem wechselnden Auf und Nieder führt dieses Volk ein Leben von Jahrtausenden. Dann erlahmt seine Kraft; der Staat fällt auseinander, die Kultur bricht zusammen. Der Körper ist aufgebraucht, die Seele hat ihre Wesenheit verloren und schwindet dahin.

Aber vergeblich ist sein Leben nicht gewesen; der Ägypter hat mit seiner psychischen Eigenart, die ich zu schildern versucht habe, in Staat und Wirtschaft, in Leben und Kunst Werte geschaffen, die, wenn auch den meisten unbewußt, durch die Jahrtausende fortwirken bis auf diesen Tag.

Hochansehnliche Versammlung! Vom alten Ägypten bis zur Gegenwart ist ein weiter Weg, breit die Kluft, die den Ägypter von dem heutigen Menschen scheidet, und ich will nicht gewaltsam diese Kluft durch Parallelen überbrücken. Aber eines möchte ich noch sagen: das Sinnbild des alten Ägyptens ist nicht die Mumie — sein Lebenszeichen ist das Bild der Vereinigung, ein Schriftbild, um das sich die symbolischen Pflanzen des Südens und Nordens schlingen. Solange Süden und Norden in Einheit zusammengeknüpft waren, solange Ägypten einen Staat bildete, so lange währte seine politische Macht und seelische Kraft. Und dieses Symbol sollten auch wir ererben.